

Zwischen Schall und Schein und etwas Wahn

-von Georgi Engelbrecht-



*Call me up, if I'm alone. I don't like to spend too much time on my own.
I need to have diversion*
Gang of Four – Call me up

ES WAR EINMAL IN AMERIKA (1984):

DREHBUCH

Ein Telefon klingelt am anderen Ende
der Leitung

*Der Klang des Telefons setzt sich in
Noodles Kopf fort. Ein hartnäckiger,
eigensinniger Basslaut hinter den
zusammengefügten Bildern von
Alpträumen; ein obsessives und
bedrohliches Leitmotiv. (...) Ein
fortwährender, keifend-kläffender,
surrealer Klang des TELEFONS.*

ERICH KÄSTNER: DAS VERHEXTE TELEFON (1932)

"Kennt ihr meine neuste Mode?
Kommt mal mit ans Telefon."

(...)

Ihre Leitung scheint gestört.
Und da wäre es am besten,
Wenn man Sie mal sprechen hört.
Klingt ganz gut ...Vor allen Dingen
Bittet unsere Stelle Sie,
Prüfungshalber was zu singen.
Irgendeine Melodie."

Wieder mussten alle lachen.

(...)

Hertha schrie: "Hurra!", und dann
Riefen sie von neuem lauter
Sehr berühmte Männer an."

DEUTSCHE TELEKOM AG (2005)

-ALLES, WAS UNS VERBINDET



IRGEND SO EIN TYP (2003)

-TELEFONIERST DU NOCH,
ODER LEBST DU SCHON??

FrAnZ kAfKa: Manchmal umtan-
ze ich, die Hörmuschel am Ohr,
von Unruhe gestachelt, auf den
Fußspitzen den Apparat und kann
es doch nicht verhüten, dass Ge-
heimnisse preisgegeben werden.

In meiner Kindheit, hatte das alte Telefon meiner Eltern durchaus Ähnlichkeit mit dem sowjetischen Politbüro Ende der 80er Jahre. Hoffnungslos in die Jahre gekommen, aber doch irgendwie mit einem bizarren Lebenswillen ausgestattet, sodass es nicht totzukriegen war. Versehen mit einem gewissen Kitsch und einer Prunkhaftigkeit (dazu mehr unten), ungeachtet aller Vorstöße das alte Modell durch eine neue, pragmatische Variante zu ersetzen. Nicht mehr vollkommen funktionsfähig, und manchmal-bis-oft von Kurzschlüssen geplagt. Und um manche Beziehungen aufrecht zu erhalten, war unser „heißer Draht“ die einzige Möglichkeit der Kommunikation für unsere saarländisch-sowjetische Familienpartei – Großeltern und Verwandte im fernen Sibirien, mein Onkel in San Francisco und die Freunde und Nachbarn in Deutschland. Dennoch kam es gegen Ende– wie es der historische Materialismus so wahrheitsgemäß lehrt – zu einer Öffnung. Mehr Freiheit bedeutete mehr Öffnung, was wiederum mehr Toleranz zur Folge hatte. Auch für andere Telefonapparate. Im Laufe der Zeit sammelten sich somit einige Festnetzmodelle an, egal wo meine Eltern wohnten. Das alte Relikt verschwand aber nie. Im Gegenteil, derzeit ist es der erste Gegenstand, den ein Besucher im Haus meiner Eltern sieht, wenn er eintritt und nach links (!) schaut: sandfarben, schlicht; ein ganz und gar nicht stummer Zeuge der Vergangenheit. Ein Skelettapparat mit einer Wählscheibe. Noch unmoderner als das alte W48.

Wenn das Telefon allerdings klingelt, dann scheint es so zu sein, dass sich eine akustische Vorhölle im expandierenden Radius um das Gerät des Grauens manifestiert. Der Klang ist so penetrant, schrill und systematisch, dass jedes Familienmitglied schon nach einigen Sekunden gezwungen ist, dieser Dissonanz ein Ende zu bereiten. Die Wirkung ist indes umso stärker, je ruhiger die Atmosphäre vor dem Anruf ist. Man stelle sich Momente der Stille vor, die nicht getrübt von den Lautklängen des Alltags sind. Keine hupenden Autos, keine plärrenden Kinder und keine streunende Hunde oder hungrige Katzen. Ich mag diese

Stille sehr. Aber wie schon angedeutet, wird sie manchmal von einer ganz eigenen *deus ex machina* kaputt gemacht – dem schreienden Telefon. Ich weiß nicht welcher Körperteil von mir als erster zuckt – ist vielleicht etwas irrelevant – aber ich weiß, dass das Klingeln des alten Telefons eine Art Beschleuniger ist. Von einem Augenblick zum anderen, hechte ich zum Ort der Störung. Als ob ich von einer Nadel gestochen wurde, versuche ich abzuheben – und es wird lauter je näher ich komme. Noch ein paar Sekunden, und es ist vorbei. Life goes on. Zurück zur Kautsch. Und in einem Moment erstaunlich klarer Einsicht, bemerke ich, dass ich eine masochistische Beziehung zum Klingeln dieses Telefons entwickelt habe. Insgeheim, freue ich mich über dieses analogtronische Geschnatter. Denn trotz allem, verspürte ich niemals die Absicht, ein Kissen auf das Ding zu stülpen, um den Lärm zu betäuben.



Vielleicht ist es gar nicht so verwunderlich: Klassische Musik à la Mozart und Bach konnten mich und meine Mitschüler nie vollkommen einnehmen; Komponisten wie Bartók, Ligeti oder Penderecki übten da schon eher einen Reiz aus. Das lag aber nicht an aufrichtigen Schmetterlingen im Bauch für die Avantgarde, sondern an der kulturellen Zwillingssprägung durch Schule und Fernsehen. Stücke dieser Interpreten ließen sich gut als Soundtracks von Horrorfilmen wie z.B. *The Shining* verwenden (und auch in Tagträumen vorstellen), oder sogar ganzen Kohorten anderer psychosomatisierender Perlen der Filmkunst. Aber es war dennoch eine etwas andere Sorte Film, die mich dazu bewogen hatte, sich mit einem so banalen Thema wie der Geräuschwirkung von Telefonanrufen auseinanderzusetzen.



Es ist der *Film Noir*, dieser schattendominierte, dissonante Tragödiestil des frühen Hollywood, der das Telefon als ein Objekt nutzt, und manchmal in den Vordergrund stellt, an dem sich in Sekunden viele

Ängste, Hoffnungen und Stimmungen bündeln. Hitchcock war ein wichtiger Vorreiter, aber auch andere Filme der Ära ließen die Zuschauer aufschrecken, als nach ein paar Minuten des Nichtgeschehens, sich etwas Unheimliches ankündigt. Diese alten Meisterwerke waren mit viel mehr Raffinesse konstruiert, als die auf Schock und Aufregung konzipierten Thriller von heute. Es ist zwar ganz amüsant Colin Farrell in einer Telefonbude zu beobachten (*Nicht Auflegen*), beziehungsweise unzählige anonyme oder weniger anonyme Helden zu observieren, die stets ein Handy parat haben. Sogar die Killer aus der Horror-Persiflage *Scream* stolzieren stets mit irgendwelchen Funk- und Telefonapparaten. Ja, Filme gehen mit der Zeit – die Umstellung der Kommunikation ist folglich auch gänzlich normal. Allerdings hat der Festnetzanschluss immer noch einen Charme und eine Symbolkraft, die über den Alltag der Handys von heute durchaus triumphieren kann. Das hat nicht nur mit dem nostalgisch-geheimnisvollen Element des „alten“ Telefonierens zutun, sondern auch mit den Erinnerungen und Episoden, die das Verhältnis eines Menschen zu diesem Gerät prägen. Leider ist das Thema „Telefon“ viel zu banal und mittlerweile überpragmatisiert; die Fragen die den Kommunikationsnutzer von heute quälen sind vielfach detaillierter Natur – welches Handydesign, was für ein Tarif? Kann man wirklich über einen Alltagsgegenstand schreiben, wie es zum Beispiel Michel Mointagne in einem Paralleluniversum täte, vielleicht sogar titulierte: *„Über das Telefonieren“*?



Umsatzerlöse im deutschen Telekommunikationssektor erreichten 2010 fast 60 Milliarden Euro. Analoge Festnetzanschlüsse stellen immer noch die Mehrheit der Anschlussarten mit fast 39 Millionen registrierten Apparaten. Die Menge der gesprochenen Minuten im Festnetz ist dennoch rückläufig, und verlagert sich auf Mobilfunknetze; durchschnittlich 140 Minuten im Monat spricht Otto Normalverbraucher am Handy. Menschen werden sowohl vernetzter, als auch mobiler. Und das Festnetz ist öfters auch über eine Flatrate erreichbar. Selten finden

sich aber Statistiken, wie oft dieses Angebot sich wirklich nutzen lässt. Die hippen Generationen legen mehr Wert auf das Handy und Internet als auf das Festnetz.



Freud schrieb, dass die Stille ein Moment wäre, mit dem stets die Kinderangst verbunden sein würde. Aber manchmal assoziierte ich Angst eher mit dem Laut, als mit dem Nichts. Eine der ersten bewussten Erinnerungen die ich besitze, hat deswegen etwas mit einem Telefon zu tun. Als mein Großvater starb, wurden meine Eltern darüber durch einen Anruf unterrichtet. Ich weiß bis heute nicht wer da eigentlich anrief (Nachbar? Oma?). Zwei Jahre nach dem Ende der Sowjetunion spielte ich also in einer Zimmerecke mit importierten LEGO-Steinen. Kurzes Klingeln, Russischfetzen, unangenehm lange Pause, Schluchzen der Mutter, Vater geht eine rauchen.

→ *Die Ritterburg ließ sich nie zu Ende bauen. Und als wir am Tag drauf in einer Warteschlange im Supermarkt ausharrten, hatte es kein Handy gegeben, um die Monotonie zu brechen. Kaufen wollten wir Blumen.*



Der japanische Schriftsteller Haruki Murakami hat einige Leitmotive die sein Werk begleiten. Manche sind banal, aber doch irgendwie faszinierend – Katzen, Jazzmusik, italienische Pasta. Andere wiederkehrende Themen sind die großen existentiellen Hoffnungen und Ängste wie Einsamkeit, Begehren oder die Frage nach dem eigenen Ich. Zwischenmenschliche Beziehungen spielen deswegen eine große Rolle – allerdings ist *Kommunikation an sich* nichts, woran sich Murakami die Zähne ausbeißt. Dennoch liefern insbesondere seine Kurzgeschichten ein paar interessante Einsichten – ob gewollt oder nicht – in die Welt der fliegenden Wörter. Beispielsweise löst der Anruf einer fragilen Schwiegermutter die mysteriöse Tragödie in einer Geschichte aus: Die alte, kranke Frau, die zwei Stockwerke unter ihrer Tochter in einem

Hochhaus lebt, bittet ihren Schwager um Hilfe. Draußen regnet es. Sie ist krank, sie kann nicht aufstehen. Er geht deshalb herunter, und verschwindet danach ohne ersichtlichen Grund und ohne Spur im Treppengelände.

Nebenbemerkung: [So etwas hätte unter Umständen auch in meiner Familie nach dem Anruf in der Ukraine passieren können. Ein einzelnes Geräusch, den Lauf des Lebens verändernd. Dazu ist es aber nicht gekommen.]

In einer etwas anderen, nicht minder bizarren Story geht es um einen Mann, der bevorzugt (oder ausschließlich) mit den Freundinnen oder Frauen seiner Freunde schläft. Bußen muss er dafür nicht, mit Ausnahme einer vierzig Tage andauernden Periode, während der er sich jeden Abend zwangsweise ~~aussetzt~~ übergibt. Kafkaeske Krönung des Ganzen sind regelmäßige Anrufe nach der Brechorgie; das „Gesprächsmuster“ ist dabei stets gleich. Der Anrufer redet den verwirrten Helden mit dessen Namen an, und legt auf.

Eine andere, etwas konventionellere Story schildert die Liebesgeschichte eines Erstsemesters. Der junge Mann sitzt jeden Samstag, abends, im Foyer seines Wohnheims, und wartet auf einen Anruf der Geliebten. Zum Anruf kommt es aber nie: Der Protagonist bleibt umgeben von „undurchdringlichen Nebelschwaden“. Dieses Gefühl auf eine wichtige Nachricht zu warten kennt wohl jeder. Die Anspannung und Nervosität, oder auch die Vorfreude, mal mehr, mal weniger ekstatisch. Ich schreibe jetzt auch diese Zeilen, und ließ mich bislang durch keine Anrufe unterbrechen.



Telefone verbinden; es gibt aber dennoch keine Garantien (*kein Anschluss unter dieser Nummer/Vermittlung! Vermittlung!*), schon allein weil es Menschen sind, die mit den Apparaten umgehen und die Ge-

fühlsregungen in den Leitungen keineswegs das Herz ersetzen. In einer Geschichte von Ray Bradbury denkt Walter Gripp er sei der einzige Mensch auf dem Mars. Aber als ein Klingeln in einem verlassenen Haus ihn darauf aufmerksam macht, dass es noch einen anderen Bewohner gibt. Gripp fantasiert und freut sich darauf eine Frau zu treffen. Und in der Tat, haust doch noch eine moderne Eva auf dem Planeten. Allerdings entspricht sie nicht seinem Geschmack: übergewichtig, unattraktiv, impulsiv. Walter flüchtet und verbringt sein restliches Leben allein; mit zwei Kühlschränken, Zigarren und einem weichen Bett. Tote Städte umgeben ihn. Die Stille wird nur manchmal von Evas Anrufen unterbrochen – er ignoriert sie fortan. Aber vielleicht braucht Walter nicht den Hörer abzuheben, denn irgendwie sind wohl alle Gespräche schon geführt worden.



Es gibt ein Theaterstück von Jean Cocteau mit dem Namen *la voix humaine*, oder die "menschliche Stimme". Keine Kurzgeschichte. Tönt die Überschrift beim ersten Hören-Lesen als eine eher unnötige Phrase (gibt es auch die unmenschliche, die tierische Stimme?), ist der Ausdruck angesichts der zunehmenden Veränderung der menschlichen Kommunikationsformen, von erstaunlicher Klarsicht. Es tut immer gut die Stimme von jemandem zu hören, der vielleicht etliche Tausende Kilometer weg sitzt. Unsere Stimmen bleiben schließlich in ihrer Grundnatur gleich, egal wie alt wir sind, oder welche Umstände uns eingeholt haben. Cocteau erkannte dieses ewige Muster, und schrieb 1930 das Libretto, bestehend nur aus einem Akt, welches Francis Poulenc schließlich zu einer Oper vertonte. Das Stück setzt sich mit dem Scheitern einer Liebesbeziehung auseinander, indem es die Frau ein letztes Telefonat mit dem Geliebten führen lässt. Die Jahre der Affäre werden dabei auf ein paar Stunden eines letzten Dialogs reduziert. Der verflossene Liebhaber wird am Tag nach dem Telefonat eine Andere heiraten. Cocteau hatte wahrscheinlich das Bild einer hysterischen *femme fatale* vor Augen; keine allmächtige Verführerin, gesegnet mit

geballter Erotik, sondern eine verletzte, aber stolze Frau. Leider kam ich selbst nie in den Genuss eine Aufführung zu erleben, und musste mich auf *Youtube* beschränken, um mir die Oper und andere Interpretationen anzuschauen. Umso mehr war ich erstaunt, wie realitätsnah - manchmal sogar über die Wirklichkeit hinaus - diese *menschliche Stimme* wirkt. Eine Liebe – ob gescheitert oder nicht - lässt sich durchaus im Monolog eines Psychodramas darstellen.

Ein subjektiv-bitterer Beigeschmack war die Erinnerung der Konstellation des Einakters (ein Telefongespräch mit wenig Aussicht auf ein Happy End) an ein Erlebnis aus meiner Uni-Zeit, als ich meine damalige Freundin angerufen hatte (die in Indien ihre Großmutter besucht hatte), nur um ein paar Minuten nach dem Wählen der Nummer zu erfahren, dass sie sich von mir trennt.

Nebenbemerkung 2.0: [Hier ist die Ausgangssituation einem *Film Noir* nicht fern. Der enttäuschte Liebhaber, eine *femme fatale* am anderen Ende der Welt und hässliche, gesprochene Worte. Die langgedehnten Pausen, und dazu das größte Manko des Telefongesprächs: Das Fehlen des Gesichts, eines Gegenübers. Man könnte sich wie Cocteau's liebreizende Hysterikerin fühlen.

Zu Szenarien wie *Bei Anruf Mord* oder *Du lebst noch 105 Minuten* kam es nicht. xoxo]



Für den amerikanischen Schriftsteller Thomas Pynchon ist das Telefon einer von vielen Mythen des universalen Erfinders (der nicht unbedingt Gott sein muss), der ein Netz von Leitungen und Kabeln spinnt, nur um uns darin später verlieren zu lassen. Die Folge der immerwährenden und permanenten Kommunikationsbrücke kann dabei eine Groteske werden: Wenn jemand andauernd „an der Strippe hängt“, dann ist er oder sie nicht nur mit dem Telefonapparat im wahrsten Sinne des Wortes „verbunden“, sondern vielleicht einen Schritt weiter, zur mechani-

sierten Marionette geworden. Was oder wer die Puppen aber tanzen oder quasseln lässt, bleibt eine unbekannte Variable dieser Gleichung. Diese Metapher lässt sich weiterdenken und gestalten, sodass man zu einer fundamentalen Kritik der Telekommunikation gelangen könnte - der Erzfeind Internet bietet ja genug Angriffsfläche. Die progressive Digitalisierung des Alltags und die iPod-Revolution haben klassenkämpferischen Auseinandersetzungen schon genügend Boden bereitet: Technophile Propheten und skeptische Ludditen geben sich in den Feuilletons und Wohnzimmern stets die Klinke.

Darum soll es aber nicht gehen. Noch sind wir nicht vollends digital; weder Cyborgs, noch Teile eines allumfassenden Quellcodes. Noch gibt es noch nicht so viele Mobiltelefone wie Festnetzanschlüsse. Noch ist der Erdgeist zu analog, um vollends zum digitalen Netzgeist geworden zu sein. Und noch wird sich jeder an das erste „Ich liebe Dich“ erinnern, ins Telefon lächeln, oder das fassungslose Schweigen nach einer Hiobsbotschaft erleben, glücklich keinem ins Gesicht zu sehen.

Ja, noch immer ist das Telefon sowohl mechanisch und entpersonalisiert, eine kalte Technologie, die aber in Verbindung mit dem Menschen, zu etwas Warmem und Positivem wird. Der elektronische Geist schwirrt durch Mobiltelefone, Skype - und hier und da Büroanschlüsse und Pieper - nur um dem Empfänger zärtlich auf das Ohr zu hauchen; eine intime Stimmung aufbauend, die fast, aber nur eben fast, so wirkt, wie die zärtliche Berührung eines Geliebten.



Der Schlusspunkt wird nun gesetzt sein; und ich denke, dass ich mich nun zurücklehnen werde, mit den Füßen auf dem Schreibtisch, mit den Händen auf dem Gesicht, wartend, auf den Klang des alten, sowjetischen Telefons. Dennoch ruft keiner an, schon seit Stunden. Vielleicht Morgen, dann.

Ein Weiser aus Japan: „Und dazu ein Wort zur Güte: Wenn es jemanden gibt, den Sie sehen möchten in dieser Stunde, rufen Sie ihn an. Das Leben ist so schnell vorbei. Und dazu gibt es doch die kleinen Telefone, dafür haben wir all dies Elektrische in den Taschen.“